

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1925

1.11.1925 (No. 44)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

14. Jahrg. No 44



1. Nov. 1925

Heinrich Berl / Badische Philosophenschulen.
Rickert-Schule in Heidelberg.

Wenn man nach irgend einer zentralen Idee des 19. Jahrhunderts fragt, so lautet die Antwort: Leben. Leben in seiner ganzen schillernden Fragwürdigkeit, in seiner extremen Diesseitigkeit. Nun müßte man diese Hinwendung zum Leben gewiß als ein Aktivum verbuchen. hätte sie im Munde des modernen Menschen auch wirklich eine aktive Bedeutung. Aber gerade das ist nicht der Fall. Man hat bei der Kritik des Biologismus noch nicht genügend beachtet, daß er nicht die aktive Seite des Lebens meint: also Schaffen, Gestalten, Verwirklichen, sondern die passive: Erleben, Ausleben, Genießen. Insofern ist es durchaus verkehrt, die Proklamation des Lebens als zentrale Idee einfach zu bejahen oder zu verneinen. Erst müssen wir uns klar sein, welche Seite des Lebens — die Plus- oder Minusseite — wir meinen.

Ausgerüstet mit dieser Unterscheidung können wir zum Beispiel niemals dem Irrtum verfallen, Nietzsche und Bergson als Philosophen des Lebens gleichzustellen. Wenn es keine Frage ist, daß das Leben im Munde Nietzsches erst den verführerischen Reiz erhielt, so kann keine Täuschung darüber bestehen, daß Nietzsche das aktive Leben meint, nicht das passive, das schaffende, nicht das genießende. Gewiß hat er das Leben mit einem Weib verglichen — aber wollte er es nicht peitschen? Es gibt keine großartigere Apotheose des schaffenden, gestaltenden Lebens, als bei Nietzsche. Warum sollte der Asket von Siles Maria oder Navallo — seine Wirtin in Napallo nannte ihn den piccolo santo — das Leben von der genießerischen Seite gemeint haben? Das kann uns niemand glauben machen. Leben war ihm wesentlich Tat, nicht Genuß, denn auch er wußte, daß „Genießen gemein macht“.

Ganz anders Bergson. Bergson meint das Leben als strömendes Gefühl, sein élan vital ist ein passives Sich-Mitreißenlassen mit dem Lebensstrom, weingleich er von schöpferischer Entwicklung spricht. Nietzsche meint das Leben, aber nicht sein Geschehenlassen, sondern sein Gestalten. Insofern ist es bei Nietzsche schon mehr als das Leben, bei Bergson die blinde Verjahung alles Geschehens. Bergsons Lebensgefühl ist romantischer Provenienz, während sich Nietzsches Lebensbegriff mit dem der Klassik — vor allem Goethes — berührt, die ja auch das Ewige im Augenblick sah und — gestaltete.

Eines aber ist sicher: die Idee des Lebens ist, weil sie diese doppelte Bedeutung hat, proteisch und fragwürdig zugleich, sie muß eine Auswirkung nach der negativen Seite haben. Philosophisch gesprochen bedeutet sie vor allen Dingen eine Negation des Absoluten. Das selbstherrliche Leben, ob aktiv oder passiv, erhebt sich über das Denken und damit über das Absolute. Denn das Absolute hat seine Herkunft wesentlich (ich sage wesentlich) im Denken, nicht im Leben. So beginnt das, was wir Relativismus nennen, gleichzeitig mit der Idee des Lebens. Auch Nietzsches aktives Lebensideal war eigenherrlich und darum relativ, während die Klassik ein Ueber-dem-Leben anerkannte: die Norm. Allerdings: positiv betrachtet meinte auch Nietzsche die Norm („neue Tafeln der Werte“), nur war er zu sehr ein Kind seiner Zeit, als daß er es gesehen konnte. So ist seine Lehre ewig zwiespältig, relativistisch und doch voll unbändigen Dranges zum Absoluten.

Wir beginnen heute den Relativismus zu durchschauen. Damit aber auch die ganze Philosophie des Lebens, denn beide sind eins. Wir besinnen uns darauf, daß Philosophieren in erster Linie Denken heißt, nicht Leben, daß es ihre Aufgabe ist, Normen zu erkennen und zu schaffen, nicht nur zu erfüllen und zu beuten. In der Philosophie drückt sich der Passivismus des Lebens (Erlebens) vor allen Dingen darin aus, daß sie keine Lehre mehr aufstellt und kein System mehr entwirft, sondern daß sie psychologisch das Geschaffene durchfühlt und durchdringt. Der Psychologismus ist wesentlich Deutungsphilosophie. So notwendig er war, so dringend wird es heute, daß wir uns distanzieren, denn das alles sind Gleichungen: Biologismus — Relativismus — Psychologismus — Passivismus.

Drei Philosophenschulen waren es, die erfolgreich den Kampf gegen den Relativismus begonnen haben: die Cohen-Schule in Marburg, die Rickert-Schule in Heidelberg und die Husserl-Schule in Freiburg (ehemals Göttingen). Hermann Cohen ist tot. Seine Verdienste um die Wiederbelebung des kantischen Kritizismus sind heute allgemein anerkannt. Heinrich Rickert und Edmund Husserl leben heute nicht nur noch, ihre beiden Schulen sind auch die einzigen, die fruchtbar sind, wenn man von der Kerserling-Schule in Darmstadt absehen will, die ihrem Wesen nach als freie Schule etwas problematischer ist.

Heinrich Rickert ist heute Sechzigler und er scheidet sich eben an, die Früchte seiner Denkarbeit zu sammeln in einem „System der Philosophie“. Zwischen seiner Dissertation: „Zur Lehre von der Definition“ und dem ersten Band seines Systems, zur „Allgemeinen Grundlegung der Philosophie“, liegt ein Zeitraum von über dreißig Jahren. Und doch: wenn wir beides miteinander vergleichen, so finden wir dort schon keimhaft, was sich hier in weit- ausladendem Geiste zeitigt: die chaotische Bewegtheit des Lebens im Begriff zu binden. Es ist eine durchweg klassische Grundtendenz, die sich entfaltet: Zeitlose Gültigkeit im zeithaften Ströme. Wir begreifen, daß Goethe es sein mußte, der immer mehr in den Mittelpunkt seines Denkens trat. Nicht in der empirischen, sondern in der metaphysischen Ebene. Empirisch betrachtet ist Goethe Künstler und als solcher „praktischer Mensch“, Rickert hingegen extremer Wissenschaftler und als solcher — wie er es selbst gerne nennt — „theoretischer Mensch“. Aber metaphysisch gesehen, treffen sie sich beide in dem Bestreben, die komplexe Wirklichkeit vom Wert ihrer Dauer und nicht ihrer Vergänglichkeit zu betrachten. So rechnet Rickert in seiner „Philosophie des Lebens“ mit den philosophischen Modeströmungen unserer Tage ab, bevor er an die Ausarbeitung seines Systems geht. Und in der Tat: diese Modeströmungen sind romantisch durch und durch, sie geht nicht die Dauer an, sondern die Vergänglichkeit. Nehmen wir den einen paradoxen Nietzsche aus, dessen positive Grundtendenz antiromantisch ist und der nur an seiner Oberfläche romantisch schillert, so muß man Rickert unbedingt recht geben, wenn er Bergson und Simmel, James und Dilthey zu den Modephilosophen zählt und wenn er sie unter dem Grundbegriff des Biologismus zusammenfaßt. Bergsons durée réelle ist die ewige Bewegtheit des Weltarundes, also der romantische Begriff der Dauer im Wechsel. Während die Klassik das Entfliehende fest-

hält und damit den zeitlichen Strom im Ewigen befestigt — „Und was in schwanfender Erscheinung schwebt, befestigt mit dauernden Gedanken“ — steht die Romantik allein im Fließenden das Ewige und in allem Willen zur Dauer nur die Tragik des wollenden Menschengestirns.

Nickers Abrechnung mit der „Philosophie des Lebens“ war eine notwendige Klärung, nicht nur für ihn, sondern für uns alle. Eine Frage bleibt nur, inwiefern Nicker das Extrem nach der anderen Seite betont. Hier ist er allerdings vielfach zu weit gegangen. Denn weder steht das Denken dem Leben so dialektisch schroff und unvereinbar gegenüber, wie es hier aus der Ueberhöhung manchmal scheinen könnte, noch waren die kritisierten Philosophen ganz einfach Verherrlicher des Lebens ohne das Denken. Nickers Antithese ist verständlich aus einer Situation, die den Triumph des Chaos im „rausenden Leben“ ausspricht; allein der theoretische Mensch ist als Extrem genau so sinnlos, wie der nur-vitale Mensch. Dennoch handelt es sich um eine durchaus verständliche Reaktion. Heraklit, der nur Bewegung empfand, stehen die Eleaten gegenüber, die nur Ruhe erkannten. Eine solche elementare Reaktion stellt Nicker dar. Insofern betont er mit Recht das Denken über dem Leben, die normative Sphäre über der vitalen Sphäre. Einmal werden sich die beiden schon in einer Mitte treffen. In der Antike war es Platon, der Bewegung und Ruhe zur Einheit verband. In der neuen Zeit war es Goethe und wird es vielleicht wieder ein ähnlich gerichteter Mensch sein. Daß Nicker zum wenigsten auf dem Weg dazu sich befindet, erweist sich in seiner Goethe-Gesellschaft und in seinem Versuch eines neuen Systems.

Das „System der Philosophie“ ist mit der „Philosophie des Lebens“ innig verknüpft. Ursprünglich sollte die Kritik des Biologismus in das System aufgenommen werden, doch schied Nicker mit seinem Takt rechtzeitig das Negativ-Kritische vom Positiv-Aufbauenden. Wir wissen, daß der Biologismus allem Systematischen auswich. Nicksches System hat ist allbekannt, als daß man besonders darauf hinzuweisen brauchte. Er mißtraute allen Systematikern. Und doch war auch dies eine der großen Para-

doxen Nicksches. Wir wissen, daß der „Wille zur Macht“ kein großes System werden sollte. Daß er darüber zerbrach, beweist höchstens sein Unvermögen, nicht sein Nicht-Wollen. Wille zum System ist nicht Mangel an Rechtfertigung, wie er meinte, sondern Mangel an Komplexionskraft. Der Biologismus, zerfasert wie das Zeitalter, in dem er aufkam, das Zeitalter des Impressionismus, mußte alles Systematische lächerlich machen und verachten. In Wirklichkeit ist es aber eben die Ueberhöhung des Lebens durch das Denken, des Inhaltes durch die Form.

So ist es das eigentliche Grundproblem des „Systems der Philosophie“, die formalen Denkgesetze über den Weltinhalt zu stellen, die Lebensinhalte in Denkformen auszuprägen. Auch hierin kommt es dem klassischen Prinzip der Gestaltung des Gestaltlosen nahe. Der Geist steht über dem Leben. In der romantischen Philosophie spitzt sich die Antithese in den umgekehrten Satz zu: das Leben steht über dem Geist. Den romantischen Gleichungen: Leben — Gefühl — Inhalt — Chaos stehen so die klassischen bei Nicker gegenüber: Geist — Form — Gestalt — Kosmos. Und eine letzte Krönung erhält diese klassische Grundtendenz in der Umprägung der romantischen Unendlichkeit zur klassischen Voll-Endlichkeit. Das „Voll-Endliche“ ist Nickers persönlichster Terminus. Was bedeutet diese Umprägung aber anders, als eine Abjage an die negative Unendlichkeit zugunsten einer positiven Voll-Endung? Hier stehen sich Romantik und Klassik, der Geist Hölderlins und der Geist Goethes, in den äußersten Epochen gegenüber. In diesem Terminus allein erkennen wir, wie sehr es Goethe ist, an dem Nicker seine Philosophie gelernt hat.

Die Krise in der Philosophie der Gegenwart ist angeht eine so radikale Wendung vom Biologismus zum Logismus überwunden. Wir wissen, daß wir trotz aller Auflösung wieder Glauben an die Gestaltung haben dürfen. Wir dürfen nicht vergessen: vieles können wir von der Philosophie des Lebens lernen, aber noch mehr von der Philosophie des Geistes. Die autonome Sphäre des Geistes hat sich uns wieder aufgetan: schauen wir jetzt, daß wir das Leben mit dem Geist verbinden.

Arthur Böhtlingk / Arthur Drews.

Am 1. November 1865 in Altona zur Welt gekommen, vollendet Professor Arthur Drews heute sein 60. Lebensjahr. Er darf auf sein bisheriges Lebenswerk mit nicht geringer Befriedigung zurückblicken. Als er die Universität bezog, war sein Sinnes- und Trachten in erster Linie auf deutsche Dichtkunst gerichtet. Bald hatte jedoch der Drang nach Erkenntnis es ihm derart angetan, daß er sich der Philosophie ergab, von der er nicht mehr loskommen sollte. Von den damaligen Lehrern der Philosophie auf den akademischen Lehrstühlen vermochte keiner ihn zu befriedigen. Da geriet er an Eduard von Hartmann, den Einsiedler in Lichterfelde bei Berlin. In ihm traf Drews auf einen ihm so im Grunde wohlverwandten Geist, daß er sich zu dessen vollwertigen Jünger auswachsen sollte.

Drews ist nicht müde geworden, Hartmanns metaphysische Weltanschauung zu erläutern, zu verteidigen und weiter auszubauen. Dadurch geriet er in schroffen Gegensatz zu der auf Kant zurückweisenden in einen engen, oft unzureichend verstandenen Kantianismus ausartenden philosophischen Richtung, wie sie die meisten akademischen Lehrstühle beherrschte. Seine unbeirrbarere Wahrheitsliebe und sein unentwegter Idealismus verpönten jeden Ausgleich. Und so ist er ein Absentee geworden, dem der Zugang zu den akademischen Fakultäten der Universitäten verschlossen bleiben sollte. Er hat sich mit einem Extraordinariat an der Karlsruher Technischen Hochschule begnügen müssen. Dafür kann die Friedericiana ihn mit Stolz den übrigen heißen.

Die beschränkte Lehrtätigkeit hat indes seine schriftstellerische wissenschaftliche Produktion nicht beeinträchtigt. Im Gegenteil. Er behielt seine volle Freiheit und gewann die Muße, sich eifrig auszuüben. Ein schwerwiegendes Buch sollte dem andern. Seine eigene Metaphysik äpfelte in der „Religion als Selbst-Bewußtsein Gottes“, eine philosophische Untersuchung über das Wesen der Religion. Religion lag von vornherein seiner Philosophie zugrunde. Mit Hegel war er der Ueberzeugung, daß Volks- und Staatsleben nur auf religiöser Grundlage gedeihen können. Am allerwenigsten vermochte er Ethik und Religion voneinander zu trennen. Schon in seinem ersten umfangreichen Werke: „Die deutsche Spekulation seit Kant“ (1893) konnte er vor der überhandnehmenden religiösen Skepsis und Gleichgültigkeit nicht eindringlich genug warnen. Die fortschreitende Verwirrung der Geister und Berrüttung der Gewissen, in den modernen Kulturvölkern, bedürfte dringend einer klärenden Untersuchung, wie sie solche nur durch eine Philosophie im weitesten Sinne erhalten könne. „Der sozialen Bewegung gegenüber“, führte er schon damals (vor über einem Menschenalter!) aus, „welche unsere Zeit charakterisiert ist eine Biegelung und Reagierung durch ein schärfstes sittliches Bewußtsein aller Volksklassen geradezu ein schreiendes Bedürfnis, wenn nicht der unbändige Glückseligkeitsstrieb der Masse, wie eine unwiderstehliche Lavine, unsere ganze Kultur zerlöchernd zerstören soll. Die Schärfung des sittlichen Bewußtseins aber ist außerhalb des Zusammenhanges mit der Religion nicht zu erwarten. Der Verfall der europäischen Kultur ist nur dann abzuwenden, wenn es gelingt, die auseinanderstrebenden Entwick-

lungsrichtungen von Religion und Wissenschaft wieder zu zusammengehenden zu machen, die letzten Ergebnisse der Wissenschaft in eine Metaphysik einmünden zu lassen, die zugleich eine den tiefsten Bedürfnissen des religiösen Bewußtseins genutzende Religionsphilosophie nicht aus-, sondern einschließt.“

Um dieser Klärung, dieses Zieles willen, mußte die philosophische, wie jede wissenschaftliche Untersuchung des Religionsbegriffes voraussetzungslos unternommen werden. Dadurch geriet indes Drews mit den bestehenden Kirchen, von der jede die Wahrheit für sich in Anspruch nimmt, in Widerstreit; auch er sich deren Feindschaft zu. Er konnte sich indes damit trösten, daß es Kant, Fichte, Schiller, um nur diese Geisteshelden zu nennen, nicht anders ergangen ist. Wie lautet doch das „Mein Glaube“ überdiesene Dichtung Schillers?

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Religion!

Das bedenkliche Verklein wird denn auch in römisch-katholischen Ausgaben von Schillers Werken wohlweislich fortgelassen.

Auf diesem Wege, der Religion des Geistes und in der Wahrheit, stieß Drews auf das Jesusproblem. Die Religion auf einen Sterblichen zu stellen, indem man ihn zum Gott machte, dünkte ihm eine verhängnisvolle Verirrung. Je näher er zusah, desto mehr überzeugte er sich, daß es gar kein historischer Jesus als dem Fundament oder gar das Alpha und Omega einer christlichen Religion gegeben oder gebraucht habe. Das Christentum hatte eine viel tiefere und festere Wurzel. Auch das evangelische, das nur einen göttlichen Heiland kennt, erwies sich unabhängig von einer historischen Persönlichkeit. Und so landete er seine „Christusmythe“ in die Welt. Der Staub, den dieses Buch, wie dereinst das Leben Jesu von Strauss oder Renan in der kirchlichen Welt anwirbelte, war geradezu erstickend.

Dies bestimmte Drews jedoch nur, um so unermüdlicher in seiner Forscherarbeit fortzufahren. Die „Christusmythe“ erschien wiederholt in frischer, vertiefter Ueberarbeitung, um schließlich in dem für sich bestehenden Bande: „Die Entstehung des Christentums aus den Gnostizismus“ (1924) zum Abschluß zu kommen.

Zimmer unabwieslicher mußte Drews, auf dem Wege nach Erforschung der Religionen und ihrer Ursprünge, auf die Aftalmithologie, als deren urwüchsigster Rückhalt zugeführt werden. So entstand sein Werk: „Der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums“, ein grundlegendes Werk von unabsehbarer wissenschaftlicher Tragweite. In Anknüpfung an dasselbe wies er nach, daß auch die christlichen Evangelien durchweg astrologisch orientiert sind, erst aus diesem Gesichtspunkte heraus ausreichend verstanden werden können. In der „Petruslegende“ endlich hat er unternommen, nachzuweisen, wie zumal die Petrus-Gestalt rein mythologisch zu verstehen ist. Die Peters-Kirche mit dem angeblichen Grabe Petri steht, wo dereinst das Hauptheil-

tum des Mithras sich erhob, es ist dies der „Felsen“, auf den die römische Kirche gestellt ist, deren Kultus sich mit dem des Mithras fast deckt.

Mit seinem Meister Hartmann hat Drews die erstaunliche Fähigkeit gemein, die verschiedensten philosophischen Systeme, vom Anfang der griechischen Philosophie an bis zur Gegenwart — wie spielend zu beherrschen u. kristallklar zur Darstellung zu bringen. Für die Sammlung Götschen hat er diejenigen des 19. Jahrhunderts in vorbildlich populärer Weise in aller Kürze überblickt und zusammengefaßt. Ein Meisterwerk für sich ist sein „Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung“. Plotin ist für ihn nicht nur der Fortsetzer Platons, sondern dessen Vollender und als solcher einer der wirksamsten Anbahner des geistigen Christentums gewesen.

Der Darlegung von Hartmanns philosophischem System im Grundriß zu geschweigen, ist Drews Buch:

„Friedrich Nietzsches Philosophie“ wohl das Sachlichste, Abgeklärteste und Abschlüssendste, was über den Vielumstrittenen überhaupt geschrieben worden. Auch seine Schriften über Richard Wagner, von dem Drews ein Bewunderer ist, sind beachtenswert.

Mit Hartmann endlich hat Drews auch die seltene Beherrschung und Handhabung der deutschen Sprache gemein. So korrekt, klar, präzise, gemeinverständlich, flüssig, hat seit Schopenhauers Vorgang nicht leicht wieder ein Philosoph von Fach die Feder geführt.

Eine Geistesnatur, wie die von Professor Drews, ist nicht an Zeit gebunden. Sein Streben und Wirken geht ins Zeitlose. Möchte ihm deswegen doch beschieden sein, die so reichlich ausgegrenzte Geisteswelt in die Salme locken zu sehen und noch eine volle Ernte in die Scheune zu bringen! In diesem Sinne rufen wir ihm zum Eintritt in sein siebentes Jahrzehnt ein frohgemutes Glück zu. Ad multos annos!

Alfons Fischer / F. A. Mai, ein badischer Vorkämpfer für Gesundheitsrecht und Gesundheitspflicht zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

I.

Zu den zahlreichen Persönlichkeiten, deren Größe erst viele Jahrzehnte nach dem Tode in vollem Umfange erkannt wurde, gehört Franz Anton Mai, der von 1742—1814 lebte und als Mannheimer Arzt sowie als Heidelberger Universitätsprofessor wirkte. In den ersten Jahrzehnten seiner Berufstätigkeit hat er bei seinen Kollegen mehr Anfeindung als Anerkennung gefunden. Später aber wurde er allgemein hochgeschätzt, und es wird berichtet, daß seine Leiche unter einer für Heidelberg ungewöhnlich großen Beileitung feierlich bestattet wurde. Allein, die Zeitgenossen Mai's vermochten seinen hohen Wert nicht ganz zu erkennen; er wurde geehrt, wie viele andere Ärzte und Universitätslehrer. Aber seine Bedeutung als Bahnbrecher auf dem Gebiete des sozialen Gesundheitswesens, als Gesundheitspolitiker, wie es, soweit ich es zu übersehen vermag, in Deutschland keinen Weitblickenderen gegeben hat, konnte erst in der Gegenwart voll gewürdigt werden; denn Mai hat die grundlegenden Fragen, die uns jetzt beschäftigen, schon vor mehr als 100 Jahren sorgfältig durchdacht und in einer noch heute vorbildlichen Art beantwortet. Alle Gegenwartsprobleme der kulturellen Hygiene lassen sich in die Worte: Gesundheitsrecht und Gesundheitspflicht zusammenfassen. In welchem Maße Mai ein Vorkämpfer für Gesundheitsrecht und Gesundheitspflicht war, davon sollen hier einige Proben dargeboten werden.

Daß Mai im Jahre 1800 den Entwurf einer umfassenden Hygienegesetzgebung seinem damaligen Landesfürsten überreicht hat, daß diese Vorlage vom Kurfürsten Max Joseph, der Heidelberger medizinischen Fakultät und dem Mannheimer Medicinalratskollegium gutgeheißen, aber wegen der Zustände in der ähneren Politik zum ungeheuren Schaden des Gesundheitswesens nicht verwirklicht, im Jahre 1802 (anonym) zwar veröffentlicht, jedoch sehr schnell völlig vergessen wurde, habe ich bereits 1913 in einer ausführlichen Arbeit, die bei Springer in Berlin erschien, dargelegt. Ich habe damals schon betont, daß Mai im Gegensatz zu seinem berühmten Freunde K. F. Frank, dem Verfasser des vielbändigen „Systems einer vollständigen medizinischen Polizei“, nicht bei der Buchweisheit stehen bleiben wollte, sondern ein wirkungsvolles Gesundheitsrecht zu schaffen bemüht war. Auch habe ich bereits wiederholt darauf hingewiesen, wie eifrig Mai danach strebte, das Volk zur Gesundheitspflicht zu erziehen, und daß er sich hierbei, durchaus zutreffend, zuerst an die oberen Reichtümer wandte (siehe „Pyramide“ vom 19. Juli 1925 und „Grundriß der sozialen Hygiene“, 2. Aufl., 1925 bei C. F. Müller, Karlsruhe). Jetzt soll zur Ergänzung über zwei völlig unbekannte, aber äußerst bedeutende Arbeiten Mai's, die ich erst während der letzten Monate in Archiven gefunden habe, berichtet werden.

I. Gesundheitliche Gesichtspunkte vor der Eheschließung.

Der genannte Hygienegesetzentwurf vom Jahre 1800 beschäftigte sich bereits eingehend mit Vorschriften, welche die Gesundheit des Nachwuchses bezwecken. Es wurde dort bestimmt, daß „zur Erzielung einer zahlreichen sowohl als gesunden Bevölkerung“ die Ehebündnisse zwar gefördert werden, „niemals aber von den Eltern des Brautpaares, ohne vorher eingeholten Rat oder schriftliches Zeugnis des die Gesundheit des Brautpaares untersuchenden Polizeiarztes, geschlossen werden sollen“. Die Gesetzesvorlage geht von der Voraussetzung aus, daß die Ehen, die von einem oder von zwei kranken Verlobten geschlossen werden, die unglücklichsten und für die Nachkommenchaft nachteiligsten sind; es werden dann die Krankheiten und Krankheitsanlagen angeführt, bei deren Vorhandensein die Eheschließung zu verhindern ist. „Die Civilbehörden sollen den Ausruffeinen den beiden Verlobten oder ihren Eltern und Vormündern eher nicht erteilen, bis dieselben das pflichtmäßige Zeugnis des Polizeiarztes über die physischen Fähigkeiten der Verlobten zum Ehestande werden beigebracht und vorgelegt haben. Denn es muß dem Vaterlande mehr an einer gesunden als bloß zahlreichen Bevölkerung gelegen sein“.

In Ergänzung dieses Gesundheitsrechts, das Mai besonders zum Wohle des Nachwuchses geschaffen wissen wollte, suchte er die

Bevölkerung über ihre Gesundheitspflicht zu belehren. Daß Mai, der sich in seinen „Selbstbekenntnissen“ als Anhänger der strengsten katholischen Lehren bezeichnet, hierbei, nach Art der mosaischen Gesetzgebung, Hygiene und Religion aufs engste zu verknüpfen strebte, erkennt man aus einer 1806 von ihm veröffentlichten Schrift. Das (nach meinen bisherigen Feststellungen) einzige noch vorhandene Exemplar dieser Arbeit habe ich kürzlich auf dem Bayerischen Geheimen Hausarchiv in München gefunden; sie trägt folgende Ueberschrift: „Versuch eines sittlich- und körperlichen Maßstabs für deutsche Hausväter bei der Wahl einer Braut für ihre wohlzögere Söhne. Eine freundschaftliche Warnung an deutsche Hausväter und eheliche Söhne.“ Aus dieser Schrift sei hier das Wichtigste wiedergegeben.

„Wir werden aufrichtig bekennen müssen, daß ein großer Theil unglücklicher, mißlungener Ehen der Nachlässigkeit, oder Gleichgültigkeit deutscher Hausväter zuzuschreiben sei, mit welcher sie die Wahl einer Braut für ihre Söhne unternehmen, und oft unverzüglich übereilen. Bei den meisten Brautwahlen heißt es: das Mädchen hat Geld, sie ist jung und artig, sie ist von einer honesten Familie; und damit sind nun alle Forderungen der Wahlklugheit und Vorsicht befriedigt; ob die Jungfer Braut die sittlich- und körperliche Ausbildung habe, eine liebevolle Gattin, eine gesunde Mutter, eine kluge Erzieherin, eine rechtschaffene Hauswirthin zu werden, darüber sind manche Väter und Bräutigame sehr ruhig und gleichgültig; hat die Braut ein ansehnliches Vermögen, so kann sie sich für ihre körperlichen Gebrechen einen geschickten Hausarzt, für ihre Fruchtbarkeit einen erfahrenen Geburtshelfer, für ihre Kinder eine Gouvernantin, und für ihr Hauswesen eine taugliche Besorgerin anschaffen; für den Mangel an Liebenswürdigkeit seiner Gattin wird sich der honeste, liberale und humane Herr Bräutigam in unferm galanten Zeitalter schon zu entschädigen, und das Geld seiner Gattin, in dieser Hinsicht, gut und angenehm zu verwenden wissen. Vorauszusehen ist es, daß wahre Liebe und innige Freundschaft, die beiden unentbehrlichen Schutzgeister einer glücklichen und vergnügten Ehe, bei solchen Ehebündnissen nie einkehren, dieselben nie besellen werden. Zu fürchten ist es im Gegentheil, daß bei so sehr vernachlässigter Kinahet im Wahlgeschäfte einer Braut die Ehe sehr früh ein Grab der Liebe, eine eiskalte Gesellschaft, ein unerträgliches Joch, eine Werkstätte feindseliger Lieblosigkeiten, eine ewige Haderquelle, eine Pflanzschule ungerathener Kinder, eine irdische Hölle sein werde.“

Mai klagt darüber, daß bei der heranreifenden weiblichen Jugend die wahre Frömmigkeit immer mehr schwindet. Er hält es daher für die „Pflicht des Arztes und öffentlichen Lehrers, nicht nur körperlichen, sondern auch sittlichen Krankheiten unter der bürgerlichen Gesellschaft vorzubeugen, weil ihre Wechselwirkung auf das allgemeine Wohl ebenso nachtheilig als auf fallend zu sein pflegt“. Offenbar auf reichen Erfahrungen und eigenen Beobachtungen stützen sich folgende Darlegungen: „Näherliche Andächtelei, und fromme Schwermuth hat zwar bei einem Theil von Deutschlands Töchtern mit Aufhebung der weiblichen Klostererziehung merklich abgenommen; allein statt diesem Erziehungsfehler scheint in vielen Haushaltungen eine solche Gleichgültigkeit, eine solche Kälte gegen innere und äußere Gottesverehrung unter der weiblichen Jugend ein, daß man die Tanstale zwar niedrig und zahlreich bevölkert, die Tempel der Christen aber, alte, der Welt und ihren Eitelkeiten abgestorbene Mütterchen abgerechnet, oft sehr leer an weiblichen Anbetern findet. Sie und da bemerkt man zwar noch an hohen Festtagen einen zahlreicheren Zufluß der weiblichen Jugend in den Kirchen; aber oft mehr um den feistlichen Anzug, der übertriebenen Kleiderpracht, als das reine Licht der innigen Andacht vor der Versammlung glänzen zu lassen. . . Wenn das gute, annoch unschuldige Töchterchen wahrnimmt, daß die liebe Mama, durch den hell und liberal frevelnden Papa beleuchtet, ebenso leichtsinnig über Religion frevelt, sich mehr mit Modejournalen und eleganten Schriften, mit Satyren über die heiligen Bücher, als mit sittlichen Er-

Bauungschriften beschäftigt und amüsiert; dann müssen ja wohl auch die Töchter unseres so galant und liberaldenkenden Zeitalters von religiösen Gesinnungen nach und nach abtrünnig, allerliebste Hausmütterchen werden; dann darf man den Bräutigam einer so fein aufgefärbten Braut zu seiner Wahl Glück, aber auch mehr als gemeine Männer-Gebuld wünschen . . ."

Auf eben diese Erziehungsfehler führt Mai die dem Hauswesen so nachtheilige „Vissit- und Spielsucht“ der galanten Weibchen und Mädchen zurück; er stellt ihnen die rechtschaffene Hausfrau, die nie vom Gähnen aus Langweil heimgejucht wird, gegenüber und führt hier aus dem 21. Kapitel der „Sprüche Salomos“ folgende Sätze an: „Vor Aufgang der Sonne stehet die brave Hauswirthin auf, theilte den ihrigen die Wolle zu, bestimmt jeder ihrer Mägde ihr Tagewerk. Mit Arbeitsamkeit unmaßtelt greift sie alles mit Eifer und Hürigkeit an. Mit Wolle und Flachsgewebet sie um. Mit eigenen Händen zu arbeiten ist ihr Vergnügen; da sie Geschmac an der Arbeit findet, siehet man ihre Lampe tief in die Nacht hinein brennen.“ Aber diese herrlichen Worte des königlichen Dichters haben wohl nur selten für die weibliche Jugend, die Mai vor Augen stand, gegolten.

Die damaligen Zustände hinsichtlich der Kleider- und Haartracht des weiblichen Geschlechts hatten offenbar große Nehmlichkeit mit unserer gegenwärtigen Mode. Denn man meint, es handle sich um eine Schilderung der heutigen Sitten, wenn man folgende Darlegungen Mai's liest: „Der halb nadigte, leichtfertige Anzug der deutschen Mädchen kontrastiret ganz sonderbar mit dem ernstwithernden, wildhaarigen Tituskopf; und wenn uns dieser an einen nicht unrühmlichen Kaiser des römischen Staats erinnert, so ruft uns jener die Unverschämtheit der römischen Bacchantinnen und Priesterinnen im Tempel der galanten Göttin ins Gedächtnis zurück, und läßt uns alles für die schöne Tugend der weiblichen Eingezogenheit fürchten. Die Zeichnungsakademien und Antiken Säle werden in unserem Zeitalter ganz entbehrliche Kunstankalten; denn der Knochen- und Muskelbau des schönen Geschlechts drückt sich bei der transparenten Kleidung der deutschen Mädchen so deutlich, so lebendig aus, daß es dem Zeichner keine Mühe kostet, dem Original eine treffende Copie abzuformen. Werden aber wohl die Sittlichkeit und Gesundheit der weiblich- und männlichen Jugend bei dieser leichtfertigen, durchscheinenden Kleidermode geminnen? Ist es wohl dem Jüngling, dem Mädchen erlaubt, den Sittenzustand des ohnehin für sinnliche Lüsten sehr erreichbaren Jugendalters durch unanständige Kleidungen und lästigeren Nuditäten zu verschlimmern? Wird wohl jener Ehemann ein glücklicher Hausvater zu werden sich schmeicheln können, der eine solche Puharrin zur Gefährtin seines Lebens erhält, welche die eine Hälfte des Tages am Publiß um den Beifall ihres Spiegels buhlt, die andere Hälfte in Consultationen mit ihrer Puhmacherin über die neuesten

Pariser Moden verschleudert? Wird wohl die durch leichtfertige Erfüllungen des weiblichen Körpers mißhandelte Natur diese Ausgelassenheiten ungekräft lassen? Wird nicht der Ehemann einer solchen Puharrin die Hälfte seines Verdienstes für die aus leichtsinniger Erkältung zerrüttete Gesundheit seines Weibes verwenden müssen?“

Auch was Mai in diesem Zusammenhange über die damaligen Tanzbelustigungen, obwohl sie gewiß im Vergleich zu den Tänzen, die man jetzt aus Amerika nach Deutschland einführen zu müssen gemeint hat, noch sehr harmlos gewesen sein dürften anführt, ist sehr beachtenswert. „Diesem Erziehungsfehler der weiblichen Jugend folget ein anderer, den Sitten und der weiblichen Gesundheit nicht minder gefährlicher Hang, die Tanzsucht, auf dem Fuß nach, welche schon manches blühende Mädchen, manche oft mit dem hochschwangeren Leib unverzeihlich tobende Mutter aus Krankenhäusern hinweg und, von Lungenlucht aufgezehrt, frühzeitig dem Gottesacker überlieferte. Es ist zwar die Tanzlust der Ausbruch eines sehr verzeihlichen, durch die Tonkunst erweckten, jugendlichen Frohsinns; auch die deutschen Mädchen der grauen Vorzeit belustigten sich mit Volkstänzen unter dem Gezelt hoher, und breitärmiger Tuden, in Zucht und Ehren, und mit schonender Rücksicht auf ihre Gesundheit; sind aber die Tanzbelustigungen unseres Zeitalters eben so züchtig, und eingezogen, eben so gesund, als jene unserer Vorfahren? Sind nicht die im tobenenden Deutschwalzen, gegen alle Modestit (1), an einander klebenden Tanzpaare zusammengewachsenen Zwillinge-Mißgebühren ähnlich, deren Weiber in ein einziges Ganze abentheuerlich zusammengeschmolzen sind? Soll wohl die standesmäßige Stillschheit der Tänzer und Tänzerinnen, bei solchen Belustigungen des Anstands in Kleidung und Gebärden, in gar keine Verlegenheit, in gar keine Verschlimmerung geraten? Wie manches reine Täubchen floh schneeweiß auf den tobenden Beanzhall, und kam rabenschwarz in das väterliche Haus, an getübter Seelenruhe kränkelnd, zurück? Und was hat nicht der ohnehin ärtliche Lungenbau des weiblichen Geschlechts von der durch den Lichterdampf, durch aufwirbelnde Staubwolken, durch den Schweiß dampfender Tanzsäulen verdorbenen Luft, durch das wie eine feurige Lava durch Herz und Adern strömende Blut zu fürchten? Wie oft waren Blutsturz, Lungenknoten, Brustkrankheiten und Auszehrung die traurigen Folgen einer einzigen leichtsinnig durchtobten Faschingsnacht? . . . Zu beklagen ist wahrhaftig jener Ehemann, dem eine Gattin zu theil wird, welche sich durch tobendes Tanzen in der Jugend die Anlage zu einer Engriffigkeit gemacht, und dadurch die Fähigkeit, eine gesunde Mutter zu werden, geraubt hat. Noch mehr aber ist jener Gatte zu bedauern, dessen Gattin die stillen und edleren Hausfreunden mißkennt, und dem rauschenden Vergnügen des Tanzes, nicht selten mit Gefahr der ehelichen Fruchtbarkeit, nachjaget.“

Rudolf Krauß / Hebel und Königin Katharina von Württemberg.

Johann Peter Hebel hatte sich im Jahre 1815 von seiner Meisterschöpfung, dem „Rheinländischen Hausfreund“ grollend zurückgezogen, weil die harmlose Geschichte „Der fromme Rat“ im Jahrgang 1815 seines Kalenders beanstandet wurde und ausgemergelt werden mußte, um das religiöse Gefühl gewisser katholischen Kreise zu schonen. Ein paar Jahre später wäre aus dem badischen Kalendermann fast ein württembergischer geworden.

Im Juni 1817 kam das württ. Königspaar nach Baden-Baden zum erstmaligen Besuch des großherzoglich badischen Hofes nach König Wilhelms I. Regierungsantritt. Die edle Königin Katharina, um Volksbildung eifrig bemüht, verfiel auf den Gedanken, Hebels Talent für ihre Zwecke nutzbar zu machen und durch ihn nicht bloß in volkswirtschaftlichen und praktischen Dingen, sondern auch in politischen Fragen ihre Untertanen belehren zu lassen. Sie ließ ihn bald nach ihrer Ankunft in Baden-Baden auf die verbindlichste Art zu sich beiseiden. Barnhagen von Ense, damals preussischer Geschäftsträger in Karlsruhe, erzählt im letzten Band seiner „Denkwürdigkeiten“ darüber: „In der Bezauberung, durch welche die Gegenwart der erhabenen Frau und ihre klare, treffende Rede ihn hielt, vermochte er weder abzuschlagen noch zu erörtern, er gab alle Versprechungen, die man wünschen konnte, und kehrte wonneberauscht nach Karlsruhe zurück.“ Bald aber erkannte er, daß die Sache nicht so leicht sei; namentlich das Politische stimmte ihn, der ganz und gar kein politischer Kopf war, bedenklich. Er wandte sich um Rat an Barnhagen, auf den ihn Königin Katharina verwiesen hatte. Als eigentlichen Mittelsmann bemühte diese aber Justinus Kerner. Wir sind darüber durch dessen von Ernst Müller herausgegebenen Briefwechsel mit seinen Freunden unterrichtet. Am 6. Juli 1817 schrieb Geheimrat Karl Kerner an seinen Bruder Justinus, er solle sich mit Hebel wegen des Kalenders in Korrespondenz setzen und ihm Notizen zum Bearbeiten schicken, wie solche auch sonst noch von vielen Seiten begetrieben werden könnten. Justinus tat also, und Hebel antwortete ihm am 20. Juli 1817. Sein Brief beweist die Verlegenheit, in der er sich befand. Jedenfalls wollte er sich von den Redaktionsgeschäften fernhalten und nur die Feststücke liefern, wie er es auch beim „Rheinländischen Hausfreund“ gemacht habe. Aber, meinte er, es sei schwer, „Nationaldichtsteller für ein Volk zu sein, das man nicht als das seinige oder so gut als das seinige kennt.“ Vor hundert Jahren galten eben Badenser und Württemberger noch als zwei verschiedene Nationen! Schließlich erklärte

Hebel es für das beste, wenn Originalaufsätze des „Rheinländischen Hausfreunds“, die kein lokales Interesse haben, als Zutat zu der kräftigen Hauskost des württembergischen Landkalenders angenommen würde, und er wünschte sehr, daß die erhabene Monarchin, „deren hohem Geist und Herzen auch das Aussehen huldigen muß“, eigentlich das gemeint haben möge. Kerner nahm die halbe Ablehnung für eine ganze Zusage und sah sich nach weiteren Mitarbeitern um. War sogar naiv genug, seinen Freund Uhland um Beiträge anzugehen, der doch damals mitten im heißen Verfassungstreit stand und für so etwas keinen Kopf haben konnte!

Hebels Antwort ließ geraume Zeit auf sich warten. Erst am 9. September 1817 versprach er Kerner, sovieler Beiträge einzusenden, als ihm Zeit und Laune zu fertigen gestatten, und sich auch an ihm zugehenden Materialien zu versuchen. Am 24. Oktober schickte er wirklich vierzehn Stücklein für den Kalender und stellte weitere in Aussicht.

Inzwischen aber war die Königin andern Sinns geworden und beabsichtigte, die Kalenderredaktion der Zentralstelle des Armenvereins zu übertragen, an deren Spitze Geheimrat von Hartmann stand. Aber das Finanzministerium legte so viele Hindernisse in den Weg, daß der ganze Plan zu größter Betrübnis der Fürstin aufgegeben werden mußte. Die Pachtzeit der württembergischen Kalender, die den Reutlinger Buchdruckern ausschließlich zur Ausbeutung überlassen worden waren, war nämlich noch nicht abgelaufen. Kerner, darüber sehr ärgerlich, leerte in einem Brief an Freund Uhland vom 10. Juni 1818 sein Herz aus: „So scheint dem Lande immer ein Frühling zu blühen, aber er kommt nie zur Reife, weil der Teufel mit seinem Schwanz immer wieder über alles herfährt.“ Kerners Entschuldigungsbrief an Hebel ist nicht erhalten oder wenigstens nicht gedruckt. Hebel antwortete am 9. August und verlangte seine Aufsätze zurück, die bereits nach Reutlingen in die Druckeret gewandert waren. „Sie kennen die Ansprüche“, bemerkte er in deutlichem Ton, „die ein Schriftsteller auf sein Manuskript behält, wenn es nicht für den Zweck benutzt werden konnte, für welchen er es eingekauft hat.“ Hebel muß daraufhin sein Eigentum zurückhalten haben; denn er gab nun die dem württembergischen Kalender zugehörigen Beiträge an den badischen, so daß durch diesen glücklichen Zufall der Jahrgang 1819 des „Rheinländischen Hausfreunds“ nochmals mit den köstlichen Gaben seines Begründers gefüllt werden konnte.